

Interview mit Stefan Daniel

(Stefan Daniel – Psychologe, Autor, Fotograf – geb. 1963, Neumitglied der DMSG Berlin)

Das Interview führte Reina Mehnert (Rem) im Nov. 2010

Rem:

Herr Daniel, Sie haben im Frühjahr des vergangenen Jahres (nach Ihrem in 2007 erschienenen Gedichtband „momente“) einen beeindruckenden Prosaband veröffentlicht mit dem Titel: „Hoffnung vergangen. Aber.“ Dieses Buch eröffnet erschütternde Einblicke in Ihr Leben – ein Leben von dem die Krankheit Multiple Sklerose, die sich in Ihrem 25. Lebensjahr manifestierte, in großen Bereichen Besitz ergriffen hat.

Haben Sie mit diesem wichtigen Buch bereits die nötige Öffentlichkeit erreichen können? Welche Reaktionen gab/gibt es?

St. D.:

Ein Buch wie meines wird nur sehr selten große Öffentlichkeit bekommen, weil natürlich entsprechende PR-Maßnahmen, Marketingstrategien und einflussreiche Leute einem solchen Buch durch entsprechende Rezensionen oder Empfehlungen auf die Beine helfen müssten. Das Thema Multiple Sklerose ist, weil die Krankheit in ihrer Genese mysteriös und, verglichen mit Aids oder einigen Krebsarten, nicht heilbar ist und weder publikumswirksam noch telegen. Unsere „Wegseh-Gesellschaft“ meidet die Konfrontation mit Problemen, welche nicht mit glamourösen Charity-Veranstaltungen zu vermarkten sind. Einem größeren Bekanntheitsgrad meines Buches (durch bessere Bewerbung und größere Auflagen) steht auch die radikale Offenheit und Schonungslosigkeit seiner Aussagen entgegen. Ich spreche aus, wie es wirklich bestellt ist mit den „Göttern“ im

weißen Kittel und dem stets „hilfsbereiten“ Pflegepersonal, das Patienten häufig wie lebendes Fleisch behandelt.

Rem:

Konkrete Erlebnisse, persönliche Erfahrungen, Reflexionen und Emotionen, präzise Beobachtungen und exakte Analysen von Situationen, Zuständen und Gegebenheiten, die mit dieser tückischen Krankheit einhergehen, werden in diesem Buch collageartig und erzähltechnisch äußerst spannend aneinandergesetzt. So entsteht ein Buch von literarischer Qualität und großer dokumentarischer Relevanz.

Was ist die Hauptabsicht Ihres Buches, was war das zentrale ‘movens agendis’ für Ihr Schreiben?

St.D.:

Ganz zweifellos ist die Hauptabsicht des Buches, gelesen zu werden und den Leser zum Nachdenken zu bringen. Dass ich mit diesem Buch provoziere, ist mir bewusst, aber genau dieses Provozieren ist notwendig, um den Leser vor Augen zu führen, dass solche alptraumhaften Ereignisse, wie ich sie erlebt habe, schlichtweg Fakt sind und dass man niemals schweigen sollte, wenn die eigene Würde mit Stiefeln getreten wird. Und es ist die Absicht zu zeigen, dass selbst in einem Land wie Deutschland solche Misshandlungen und Grenzüberschreitungen ohne Reue und Scham geschehen und keineswegs nur in Drittweltländern passieren. Die Methoden der westlichen Welt sind nur perfider. Die Absicht dieses Buches war auch, auf die erlebten Missstände in weiteren Bereichen der Patientenversorgung hinzuweisen, respektive auf die mit der Krankheit einhergehenden, zermürbenden Auseinandersetzungen mit Krankenkassen und Ämtern aufmerksam zu machen, die per se

eingehende Anträge erst einmal ablehnen.

Es war auch mein Ehrgeiz, ein anderes Buch zu schreiben als die mir bekannten über MS oder Krebs, nämlich nicht ein resignatives oder versöhnliches, sondern eines, das im Zorn entstanden ist, das Ventil ist für meine über Jahre hin aufgestaute Wut über respektlose, erniedrigende Behandlung durch die Funktionäre eines mächtigen Gesundheitsapparats, dem man als Schwerkranker ausgeliefert ist.

Und dieses Buch soll auch eine Ermutigung für andere Betroffene sein, sich mit anderen Kranken zu solidarisieren, um ihrer Stimme den nötigen Nachdruck zu verleihen.

Rem: *Ihr Buch trägt den Titel: „Hoffnung vergangen Aber.“ Dieses trotzige „aber“ lässt aufhorchen. Ihre Texte beschreiben die Hölle aller nur möglichen Therapien, die zum großen Teil nur wenig wirksam waren. Sie haben enorme körperliche und seelische Verluste durchlebt und durchlitten. Dennoch findet sich auf einer der letzten Seiten Ihres Buches der bemerkenswerte Satz: „Ich weiß, jetzt habe ich verloren, und ich weiß auch, dass ich kein Verlierer bin.“ Diese Haltung zum Leben und Einschätzung der eigenen Person zeugen von ungebrochenem Stolz und großer innerer Stärke.*

Wie haben Sie es geschafft, sich diese beiden Eigenschaften zu erhalten?

St.D.:

Die Liebe meiner Freundin und meine Liebe zu ihr, auch mein unbedingter Wille, leben zu wollen, das waren die maßgeblichen Stabilisatoren. Sehr hilft mir auch, dass ich vor 20 Jahren Leistungssportler war, zudem Leichtathlet und Kurzstreckenläufer seit meinem 16. Lebensjahr. Das soll heißen, dass ich schon früh zu kämpfen gelernt habe. Stolz bin ich, weil ich Dankbarkeit,

Einfühlsamkeit, Respekt, Verständnis, Verstehen, Annehmen und noch vieles mehr im Laufe dieser Krankheit immer intensiver entwickelt und verinnerlicht habe.

Ich glaube, dass ich an all den Widrigkeiten und Erschwernissen gewachsen bin. Zu meiner inneren Stärke trägt bei, dass es mir gelingt, meinem Leben immer wieder mit Zuversicht zu begegnen. Dabei hilft mir natürlich auch in hohem Maße das Schreiben, eine sehr lustvolle und erfüllende Beschäftigung.

Rem:

Sie waren ein wettkämpferprobter Leichtathlet – ein junger Mann, der einen Großteil seines Lebensglücks aus seiner physischen Kraft und Attraktion bezogen hat. Heute leiden Sie an erheblichen körperlichen Einschränkungen – Sie sind seit fünf Jahren auf einen Rollstuhl angewiesen.

Mit welchen Überlebensstrategien haben Sie den Sturz aus dieser enormen „Fallhöhe“ bewältigt? Haben Sie Ihr Wissen und Ihre Kenntnisse als Psychologe (Diplom 2000) auch auf sich selbst anwenden können?

St.D.:

Es war nicht wirklich ein tiefer Fall aus großer Höhe, weil ich das Glück hatte, eine anfänglich ruhige Verlaufsform zu haben. Es war eine Zeit, in der ich noch rennen, laufen und gehen konnte, immerhin sechs Jahre, die mir heute viel zu kurz vorkommen. Erst als mir eine Erkältung das freihändige Gehen genommen hat, kam der wirkliche Fall. Dann bin ich oft an fremde Strände gereist, habe jedoch gemerkt, dass ich die Krankheit immer bei mir habe. Meine Fluchtstrategien musste ich irgendwann aufgeben, die Realität wurde zu schwer, ich musste mich stellen.

Doch auch heute noch brauche ich von Zeit zu Zeit die Einsamkeit, die mir hilft,

mich innerlich zu positionieren, mich frei macht, zu denken und zu tun, was ich möchte. Meine psychologischen Kenntnisse befähigen mich zu Selbstkritik und Selbstreflexion, auch zu Selbstbeherrschung und der Fähigkeit, Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Ich vermeide es jedoch, mich selbst – im klassischen Sinne – zu therapieren. Ein solches Bemühen wäre zum Scheitern verurteilt.

Rem:

Ihr Leben verlief weitgehend „sorglos“ (S.12), alles Gute war „selbstverständlich“ (S.15). Wichtig war „vor allem das Laufen und die Liebe“ (S.15).

Solche Äußerungen legen die Vermutung nahe, dass Ihre Haltung zum Leben bis zum massiven Ausbruch der MS ein wenig hedonistisch und oberflächlich geprägt war. Ihr aktuelles Buch hingegen hat „Tiefgang“, regt zum Nachdenken an, geht entscheidenden existentiellen Fragen auf den Grund.

Beförderte die Krankheit auch philosophische, das Leben erhellende Erkenntnisse und Einsichten?

St.D.:

Alles in meinem Leben erschien mir tatsächlich selbstverständlich. Ich glaube, dass ich durch die Krankheit eine andere geistige, psychische und soziale Entwicklung gemacht habe. Es gehörte nicht in mein gesundes Leben, mir über die eigene Endlichkeit Gedanken zu machen oder die Selbstverständlichkeit der eigenen Unverletzbarkeit zu bezweifeln. Auch der Tod war immer weit weg von mir. Die Krankheit hat das Bedürfnis in mir geweckt, für andere Menschen, die meine Hilfe brauchen, da sein zu wollen und zu der Erkenntnis geführt, dass das Leben nur mit Nehmen und Geben im Fluss bleiben kann. Die Krankheit brachte auch ein neues Gefühl der Dankbarkeit hervor, z.B. die Begabung, schreiben zu können, kommt mir jetzt

wie eine Gnade vor.

Rem:

„Ich bin trotz mancher Schwere glücklich zu leben.“ Dieses eindeutige Bekenntnis zum Leben findet man auf der vorletzten Seite Ihres Buches.

Darf der Leser die hoffnungsvolle Deutung wagen, dass die Krankheit, neben ihren furchtbaren Auswirkungen auf Ihren Körper, dazu geführt hat, dass Sie andere, mentale Kräfte entwickeln konnten, die es Ihnen ermöglichen, Ihr Leben, trotz allem, zu bewältigen?

St.D.:

Die Krankheit hat mich einer Reihe von „Bewältigungsstrategien“ entwickeln lassen, besonders auf der kognitiven Ebene. Ich habe z.B. gelernt, auch für Vergangenes dankbar zu sein, für all das Schöne, das ich erlebt habe, wie das Laufen an Meeresstränden oder die Begegnungen mit mir wertvollen Menschen.

Mein derzeitiges Leben ist mit großen, physischen Verlusten (z.B. der freihändigen Gehfähigkeit, des zitterfreien Essens etc.) verbunden, die mich täglich mit neuen Aufgaben konfrontieren.

Ich musste mein Leben umstellen, mich auf mir bisher fremde Situationen einlassen. Um diese zu bewältigen, war/ist es unerlässlich, meinen Mitmenschen gegenüber eine neue Offenheit zu zeigen, eine unmissverständliche Deutlichkeit im Ausdrücken meiner Bedürfnisse und damit auch ein verstärktes Selbstbewusstsein und einen verbesserten Selbstschutz zu entwickeln.

(Dies ist besonders nötig im Ringen mit der Bürokratie und Behörden, das sich zum Kampf gegen die Krankheit gesellt). Ich habe auch gelernt, mich für nichts mehr zu schämen, was mir die Krankheit aufbürdet. Das Leben mit MS

zu organisieren ist eine Art „fulltime-job“ und lässt keinen Raum für resignativen Fatalismus, der sich in wenig hoffnungsvollen Situationen immer wieder ein zu stellen droht, jedoch nur zur Stagnation jedes positiven Verhaltens führt. Ich versuche, mein Verhalten immer wieder neu zu modellieren, mit dem Ziel, eine gesteigerte Sensibilität und Sensitivität und eine neue Selbstwahrnehmung zu erlangen. Zum Glück ist mir schnell bewusst geworden, dass mein Leben nur ein Tropfen in einem großen Ozean ist, der sich ständig verändert – er wird sich vermischen, er wird sich auflösen, er wird vergehen – so wie eben mein Leben, wie jedes andere, endlich ist.

Rem:

Sie führten vor kurzer Zeit eine gewaltige Veränderung in Ihrem Leben herbei, die mit enormen Anstrengungen auf allen Ebenen verbunden war. Sie verlegten Ihren Wohnsitz von der süddeutschen Kleinstadt Tübingen in die riesige Metropole Berlin – eine Stadt, die Ihnen weitgehend fremd ist und in der Sie nur wenige Menschen kennen.

Was brachte Sie zu diesem mutigen Entschluss?

St.D.:

In erster Linie war es die Begegnung mit einer Frau, die mich zu dem Entschluss geführt hat, mein Leben aus seiner Eintönigkeit, die schon eher Sackgasse als Progression bedeutete, herauszuziehen. Durch diese Frau habe ich das schon für immer verschüttet geglaubte Gefühl der Lust am Leben wieder hervorholen können. Zudem waren es auch Begegnungen mit Menschen in Berlin, auch mit Mitarbeiterinnen der DMSG-Berlin, die den Entschluss, meinem Leben durch einen Umzug wieder auf die Beine zu helfen, bekräftigt haben. Vor acht Jahren bin ich von München

nach Hamburg gezogen und kannte dort niemanden. Ich bin vor dem Föhn-Klima davon gelaufen, ohne zu wissen, dass das feuchtkalte Klima in Hamburg noch weniger gut für mich sein würde. Ich habe im Endeffekt nur Leben gesucht, ohne zu merken, dass ich vor mir selbst und der Wirklichkeit weggelaufen bin. Berlin stellt in der Lebenssuche eine positive, interessante Herausforderung dar.

Rem:

Welche neuen Möglichkeiten bietet die Hauptstadt für Sie?

St.D.:

Ich hoffe und wünsche, das Leben wieder leben zu können und wage die Behauptung, dass ich freier sein werde. Freier im Sinne von: die Möglichkeit haben zu entscheiden, ob ich ins Kino gehe oder ins Museum, S-Bahn fahre, um die Stadt zu fotografieren. Oder um Menschen zu treffen, Skurriles zu entdecken, den Großstadt-Alltag zu erleben. Oder noch etwas „Professionelles“ zu tun, wie z. B. eine Galerie zu suchen, die Interesse an meinen Fotos hat.

All das hört sich an, als würde ich aus einer Wildnis kommen. Und genau das tue ich, weil mein Leben im Loch der Vereinsamung zu ersticken drohte.

Rem:

Wie haben Sie diesen enormen Kraftakt bewältigt?

St.D.:

Alles mir und meinem unbedingten Willen zuzuschreiben wäre nicht oder nur fast richtig, denn es gibt Menschen, die mir hilfreich zur Seite stehen und mir unter die Arme greifen. Das entscheidende Moment aber, diesen Akt zu bewältigen, ist meine Liebe zu der Frau, der ich meine Entscheidung für Berlin zu verdanken habe.

Rem:

Welche Unterstützung ist noch nötig, aktuell am vordringlichsten?

St.D.:

Ich gelte für die Schulmedizin als austherapiert, mein Verlaufsformstatus wird nicht mehr behandelt, nicht einmal mehr beforscht. Dennoch gibt es für mich auf dem gesundheitlichen Sektor eine Art Hoffnungsschimmer in Form eines elektronischen Geräts, das in der Behandlung der MS mit Erfolg eingesetzt wurde. Es ist der Electronic Controller (EC), der von Dr. Sahakian aus Russland entwickelt wurde. Um mir dieses Gerät kaufen zu können, brauche ich 25.000 Euro. Dieser Satz mag unverschämt klingen – er soll es nicht sein, nicht so verstanden werden, weil es um mein Leben geht. Wie viel kostet ein Leben? Noch einmal 100 000 € für eine sinnlose Chemotherapie?

Rem:

Hat sich Ihre Mitgliedschaft in der DMSG Berlin als hilfreich erwiesen?

St.D.:

Ja. Ich habe dank manchen Tipps von der DMSG-Berlin insofern Erleichterung erfahren, als dass ich nicht erst „über den Hauptbahnhof gehen, sondern gleich zu Los kommen konnte“, und ich bin in der DMSG Menschen begegnet, deren Hilfsbereitschaft und Herzlichkeit äußerst wohltuend waren.

Rem:

Herr Daniel, wir danken Ihnen für dieses Gespräch und wünschen Ihnen für die Zukunft alles Gute. Uns wünschen wir noch eine Reihe solch außergewöhnlicher Bücher wie das, welches uns heute als Grundlage für das aufschlussreiche Interview mit Ihnen zur Verfügung stand.